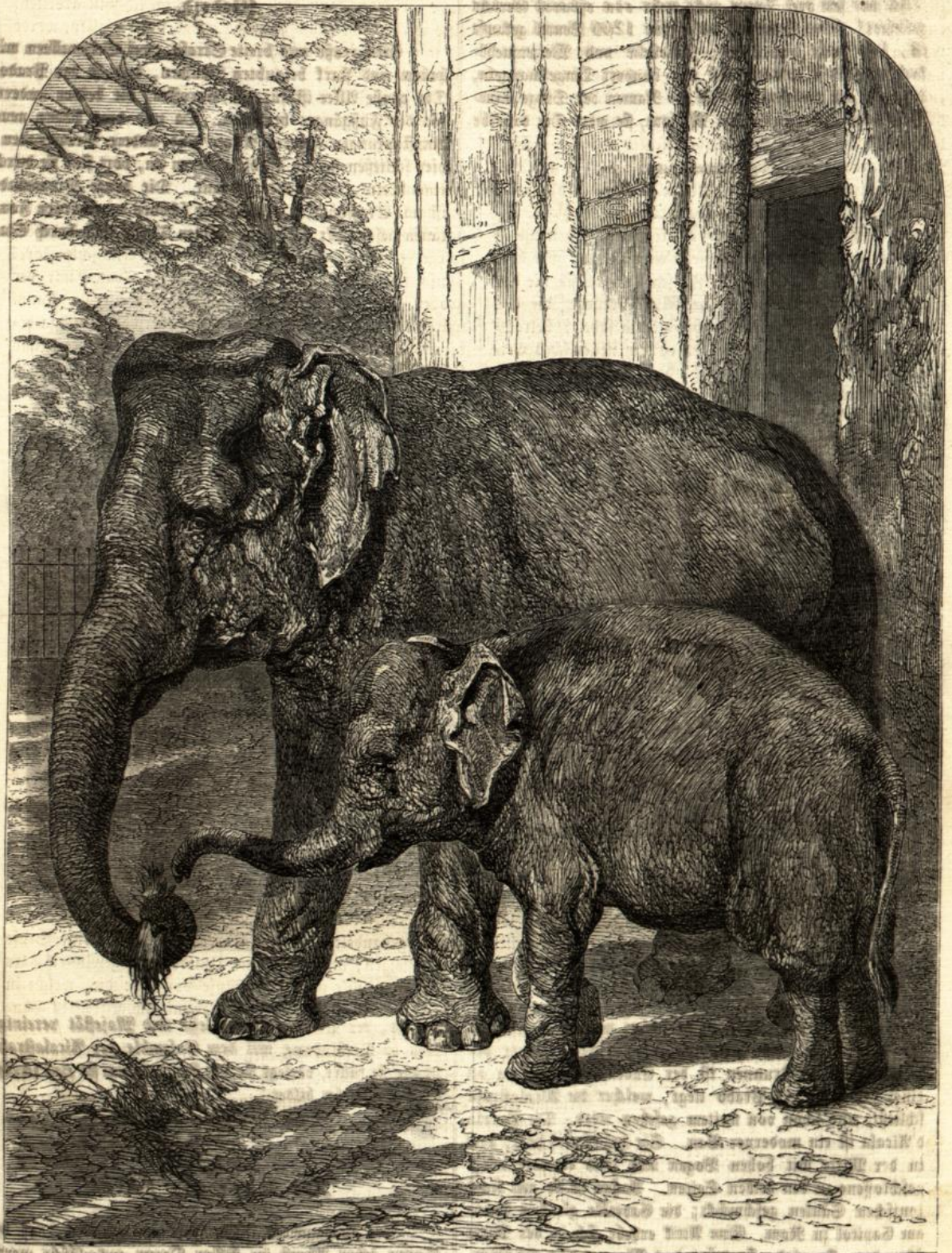


Die jungen Elephanten.



Elephanten in dem zoologischen Garten von London.

Der von der zoologischen Gesellschaft in London erworbene Elefant wurde von den Eingeborenen in Ostindien für den Markt von Calcutta im Herbst 1850 ge-

1856.

fangen und war gerade dem Verfen nahe. Auf diesem Markte kaufte ihn Mr. Wallace, ein Pferdehändler von Calcutta, welcher gewöhnlich die Märkte von Bengalen

45

befucht. Auf der Landreise nach Calcutta (700 engl. Meilen) machte Mr. Wallace drei Wochen Halt, und der Elefant gebär das gesunde Junge, das nun an seiner Seite ist. Einige Minuten nach diesem Vorfall stand das Kleine, das damals $\frac{1}{2}$ Centner wog, auf, und begann zu saugen. Es sog den Tag über verschiedene Male während der Reise nach Calcutta. Das Junge konnte nicht mehr als eine englische Meile auf jedem Marsche gehen und ward deshalb in einem Karren gefahren. Die Mutter ging dicht hinter ihm her und liebte ihr Kleines mit dem Rüssel. In Calcutta wurden die beiden Thiere verkauft und eingeschifft; an Bord nahm das Kleine trotz der Unbequemlichkeiten, denen Vieh von solcher Größe ausgesetzt ist, ungemein rasch zu. Die Mutter litt körperlich bedeutend in Folge der ausgestandenen Mühseligkeiten, wurde aber bald so glatt und wohlversehen mit Fleisch, als ob sie nie das Bambusgebüsch verlassen. Die Eingeborenen, die das Junge auf seinem Marsche nach Calcutta sahen, betrachteten es mit großem Interesse, da es kein neuerliches Beispiel gibt, vielleicht nie eines gab, daß diese Thiere in der Gefangenschaft gebären, und ein Elefantensäugling ein fast ebenso seltener Anblick in der Nähe Calcutta's ist, als das Nilpferd den Alexandriern war. Das gegenwärtige Beispiel ist sicherlich das erste, daß ein so junges Thier von dieser Gattung nach Europa kam.

Allah Kerim!

(Fortsetzung.)

Die harten Vorwürfe, welche in Majola's Worten lagen, hatten Farez Musa aus seinem Glücke furchtbar aufgerüttelt. Er erhob seinen Blick zu Majola und antwortete in einem Tone, in dem auch der Vorwurf Ausdruck gewann: „Janum, meine Seele, Du heissest mich Herr, und doch war ich vom ersten Augenblicke an Dein gefesselter Slave; Du nennst Dich selbst Sklavin und doch warst Du vom ersten Augenblicke an freie Herrscherin über mich und Alles, was ich besaß. Ich habe mit Dir getheilt, wie der Mann mit seiner Gattin. Noch ehe Du zu entbehren begannt, habe ich um Deinetwillen gehungert. Majola, Du mußt es wissen, ich bin arm. Aber arbeiten soll meiner Seele Seele nicht. Diese schöne Schulter soll nicht von der Last gedrückt werden, Hand und Fuß sollen wie bisher auf Pfählen und Teppichen ruhen. Ehe dies geschähe, würde ich mich lieber selbst zu Tode arbeiten.“ — „Du hast wohl gesprochen,“ antwortete Majola mit schneidender Ruhe; „Du sprichst eines verständigen Mannes Wort. Aber man stirbt nicht, wenn man arbeitet. Arbeit übt im Gegentheil die Kräfte, verschleucht die Grillen und legt Segen auf die dürstige Nahrung. Ich verlange keine Unmöglichkeiten, Gott behüte! Wenn Du thust, was Du kannst, statt hier am Zeigefinger zu nagen, will ich mich mit einem einfachen Unterhalt begnügen. Geh und suche Arbeit, Gott gebe Dir Glück!“ Das Blut stieg Farez Musa in die Wangen bei dem Gedanken, daß er, der früher reiche und bewunderte Aga, sich jetzt als Lastträger oder Tagelöhner auf den Straßen und Märkten Arzums zeigen sollte. Er zögerte mit der Antwort. „Oder,“ fuhr Majola stolz und mit eisiger Kälte fort, „oder ziehst Du vielleicht den Ausweg vor, mir wieder meine Kleider, meinen Schmuck, mein Tusbee und Zebel zu nehmen? Thu' was Du willst, Du bist der Herr!“ — „Nein, Ma-

jola,“ antwortete der junge Mann mit bewegter Stimme, „nur schlecht kennst Du Farez Musa. Ja, ich will arbeiten. Ein elender Mann muß der sein, der die Frau nicht versorgen kann, die er verehrt. Ja, ich will arbeiten. Und wird es mir auch zuweilen etwas schwer fallen, werde ich nur daran denken, daß ich für Dich arbeite.“ Noch einen langen Blick, und Farez Musa verließ das Zimmer. In bessern Zeiten hatte der junge Aga sich eine kleine hübsche Kait auf dem Flusse gehalten; von seinem Wohlstande war diese ihm noch übrig geblieben, weil Majola Behagen daran fand, des Abends Kühle und die freie Luft zu genießen, auf des Stromes sanften Wogen hin und her gewiegt. Ach, wie manche schönen Abende hatte Farez Musa nicht auf des Flusses blinkendem Wasserspiegel erlebt. Ohne sich zu bedenken, vertauschte Farez Musa seine hübsche und standesgemäße Tracht mit der groben und einfachen Kleidung eines Arbeiters. Kaum würde man in ihm den schönen und verwöhnten Aga erkannt haben. Ohne zu zögern, bestieg er die Kait und ließ sie den Fluß hinabgleiten. Aber die Kait war kein Spielzeug der Sorglosigkeit mehr, sondern ein Werkzeug des Arbeitenden, der sein Auskommen suchen muß. Von diesem Tage war der junge Mann von früher Morgenstunde an bis in die späte Nacht auf dem Flusse. Er setzte die Leute von der einen Seite nach der andern über, er ließ sich als Lustfahrer brauchen, und brachte durch unermüdlischen Fleiß soviel zu Stande, daß er und die Seinen bequem leben konnten, wenn sie sich sparsam einrichteten. Den geringsten Theil seines Verdienstes genoß er selbst. Er war vielleicht zufriedener, als früher. Trotz des Demüthigenden in seiner Stellung, ertrug er die Demüthigungen um ihrerwillen. Er fühlte sich bisweilen sogar glücklich. Nicht selten forderte Majola ihn zu einer Fahrt auf: sein Arm trug sie dann wieder über die Wellen, ihre süße Stimme klang wieder in sein Ohr, er berührte wieder die schöne Hand. — „Aber,“ heißt es, „wenn du glücklich bist, steh dich bei Zeiten nach dem Unglück um!“ — Farez's theuer erkaufte Ruhe sollte bald Schiffbruch leiden: sie sank in die Tiefe mit seiner Kait, die eines Abends mit dem Vordersteven eines schlechtregierten Lastboots zusammenstieß — das Allah verdamme! Mit Anstrengung rettete er sein Leben, ein Leben, dem so gut als alle Mittel zu bestehen mangelten. Tief war sein Schmerz. Des Schicksals Nothwendigkeit stand vor der Thüre. Es mußte gehandelt werden. Farez mußte noch eine Stufe tiefer steigen, um des Lebens Unterhalt zu gewinnen. Er hatte dann nur noch eine Stufe vor sich: die, welche in den Staub führt, wo der Bettler mit ausgestreckten Händen kniet.

Am nächsten Morgen vor Tagesanbruch fand sich Farez Musa auf dem Markte, in einem der abgelegensten Quartiere, ein, um unter einem Duzend anderer Armen, die eben so dürftig als er, aber nicht so elend waren, um des Schicksals Gunst zu buhlen, nützliche Verwendung für seine Kräfte zu finden. Die Steifbettler spotteten über seine feinen Hände und seine Niedergeschlagenheit. Farez Musa, auf das Aeußerste gefaßt, ertrug Alles mit Geduld, und der Sturm trieb zuletzt über ihn hin. Er fand spät, aber er fand doch Arbeit, da die Jahreszeit für viele Hände Verwendung hatte. So schleppte er sich einen Tag um den andern hin. Sich selbst gönnte er Nichts; Majola empfing Alles, was er zusammen zu bringen vermochte. War sie mit dem zufrieden, was sie empfing, und wußte sie, wie es verdient wurde? Farez Musa fragte nicht

darnach. Er sah ja Majola nicht mehr. Vor Tagesanbruch ging er zur Arbeit und dunkler Abend wars, wenn er heimkam, seine müden Glieder auszuruhen. Das Einzige, was ihn stärken konnte, ihr Anblick, er mußte ihn missen. Aber es sollte eine noch schlimmere Zeit kommen. Die Arbeit wurde feltener und schlechter bezahlt. Er kam manchmal mit leeren Händen in ein für ihn leeres Haus zurück. So geschah es, daß er zuletzt mehrere Tage hinter einander gar nichts verdiente. Kaum im Stande, sich aufrecht zu erhalten, erschöpft wie er war, aus Mangel an Nahrung, kehrte er früher denn gewöhnlich heim und warf sich auf das harte Lager, um sich, über sein Unglück grübelnd, mit den Qualen der Hoffnungslosigkeit zu peinigen. Mehrere Male hatte Majola ihn aufgefodert, zu ihr zu kommen; was hatte er jedoch von ihr zu erwarten, als Vorwürfe? Er kam nicht. Eines Tages jedoch, als der Wunsch, sie noch einmal zu sehen, lebendiger denn je in seinem Herzen erwachte, wurde der Wunsch im selben Augenblick auch schon erfüllt. Ein Lichtstrahl drang durch die Thüre, die sich öffnete — und Majola stand vor seinem Lager. Das Licht blendete ihn, noch mehr des schönen Weibes paradiesische Anmuth. Sie war frisch und strahlend wie die Blüthe des Granatbaums — aber sie hatte ja auch nichts gelitten. Die Ueberraschung in Verbindung mit dem erschöpfenden Kummer hielt Farez an's Lager gefesselt. Er stierte Majola an, seiner selber kaum bewußt, wie eine Offenbarung aus Peristan, dem Reiche der Feen. Aber Majola's erste Worte gaben ihm alsbald sein Bewußtsein wieder. „Farez Musa,“ sagte sie mit unbeweglichen Mienen, aber mit einem schwachen Zittern in der sanften melodischen Stimme, vielleicht dem Kennzeichen eines mit Macht unterdrückten Kummers: „Läßt sich die Geduld auch noch so lange anspannen, muß doch zuletzt der seine Faden brechen. Deine Lippen haben mich eine Peri genannt; glaubst Du vielleicht, daß ich ohne Nahrung leben kann? Am Morgen erwarte ich den Abend, am Abend den Morgen, um das Tuch auf den Tisch gebreitet zu sehen: mein Auge sieht nichts und mein Mund bleibt leer. Antworte, hast Du je Deinen Hund so schlecht genährt wie mich, die Du zu lieben vorgibst?“ — „Sprich fort,“ antwortete Farez Musa matt, „so lange ich Dich sprechen höre, fühle ich den nagenden Schmerz in meinem Innern nicht, selbst wenn Deine Worte die bittersten Vorwürfe sind. Ich habe gekämpft und gearbeitet mit der ganzen Kraft des Mannes. Aber ein Mann ist nur von Erde und dem Schicksal widersteht Niemand. Was darf ich mehr sagen? Ich habe Deine Entbehrungen tausendfältig beweint. Habe Geduld, Allah wird uns aus der Noth helfen!“ — „Auch ich hoffe Alles von Allah; aber im Namen der sieben Engel, die vor seinem Throne stehen, warum verkaufst Du mich nicht wieder, da Du mich nicht ernähren kannst? So würden Beide, Du und ich, einem bessern Schicksal entgegengehen.“ — „Dich verkaufen? Bist Du es, die so spricht? Nein, eher wollte ich mein Herzblut verkaufen, Tropfen um Tropfen, und Dir mit meinem letzten Tropfen die Freiheit schenken! Alles habe ich für Dich hingegeben. Verlange mein Leben, es liegt in Deiner Hand, wie Alles Uebrige; aber Dich verkaufen, der Gedanke macht mich wahnsinnig!“ — „Farez Musa, Du selbst hast gesprochen. Was ein Mann gesagt, ist gesagt. Du wolltest sterben für mich! Nun wohl, ich binde Dich bei diesem Worte. Stirb, wenn Du Muth genug dazu hast und laß Deinen Tod mir die Freiheit wiedergeben! Sieh hier,“ fuhr sie fort und zog eine Phiole aus

ihrer Gürtel: „dieses Gift trug ich bei mir Jahr und Tag, als erlösenden Talisman gegen einen tyrannischen Herrn. Sicher und rasch wirkt es und gibt einen milden Tod, einen schmerzfreien Eingang zur Freude des Propheten.“ Majola leerte langsam die Phiole in einen bei dem Lager stehenden Becher und reichte ihn Farez Musa mit einer Hand, die kein Zittern kannte. Farez Musa war todesbleich geworden. Ohne Zögern nahm er den Becher, stumm und den Blick in Majolas Auge gesenkt. Langsam näherte er ihn den Lippen, während die Verzweiflung und die sterbende Hoffnung in seinem Innern kämpfte, treu bis zum Aeußersten hoffend. Majola blieb unbeweglich, wie eine Statue von Jaspis. Schon berührte der Becher seine Lippen. Majola rührte sich nicht.

Da leerte er die giftige Schale. Der Becher entfiel seiner Hand und zerbrach auf dem Boden; Farez sank auf sein Lager zurück. Er hüllte sich in seinen Teppich, schloß die Augen und wandte sich ab. —

Majola blieb stehen, als ob sie noch eine Aeußerung des dem Tod geweihten Lebens erwartete. Aber Farez Musa bewegte sich nicht mehr, ungeachtet Azrael seine in Schweiß gebadete Stirn noch nicht berührt. Da entfernte sich Majola lautlos und mit gesenktem Haupte. Nun war es stille in dem Zimmer, wie in dem öden und leeren Himmelsraum, ehe die Welt erschaffen war. Der Sterbende hörte nur das Geräusch von Azraels Schwingen, das näher und näher kam. Mit seiner letzten Kraft stammelte er: „Allah il Allah, Mohammed resul Allah!“ — Der Muezzin rief von dem Minaret der Omarmoschee zum Abendgebet. Farez brauchte keinen Trost mehr; seinen letzten Linderungsbecher hatte er von ihrer Hand empfangen.

(Schluß folgt.)

Amalfi.

Mit einer vierruderigen Barke fuhren wir über den Golf von Salerno. Nach einer höchst angenehmen und durch die pittoresken Ufer außerordentlich abwechslungsreichen Fahrt stiegen wir ans Land, jedoch nicht in Amalfi, sondern in Albani. Auf einem beschwerlichen, aber unendlich lohnenden Wege sollten wir die Stadt erreichen. Eben als wir unsere heftigsten Seufzer ausstießen, blieben wir plötzlich wie versteinert auf dem Flecke stehen. Da lag Amalfi gerade unter uns, in die enge Felsenklust hineingepreßt, an den Bergseiten über der Tiefe hängend, zwischen Meer und Land. Es mußte Amalfi sein. Dicht am Ufer lag ja die kleine Piazza der Stadt, der einzige flache Fleck Erde, welchen Amalfi besitz, mit ihrer ehrwürdigen alten Domkirche. Und dort oben ragte die malerische Ruine einer gewaltigen normannischen Burg empor; und wenn wir uns nicht täuschen, öffnete sich gerade gegenüber von uns die berühmte Tropfsteingrotte, in deren Rahmen sich Amalfi so unbeschreiblich schön ausnimmt.

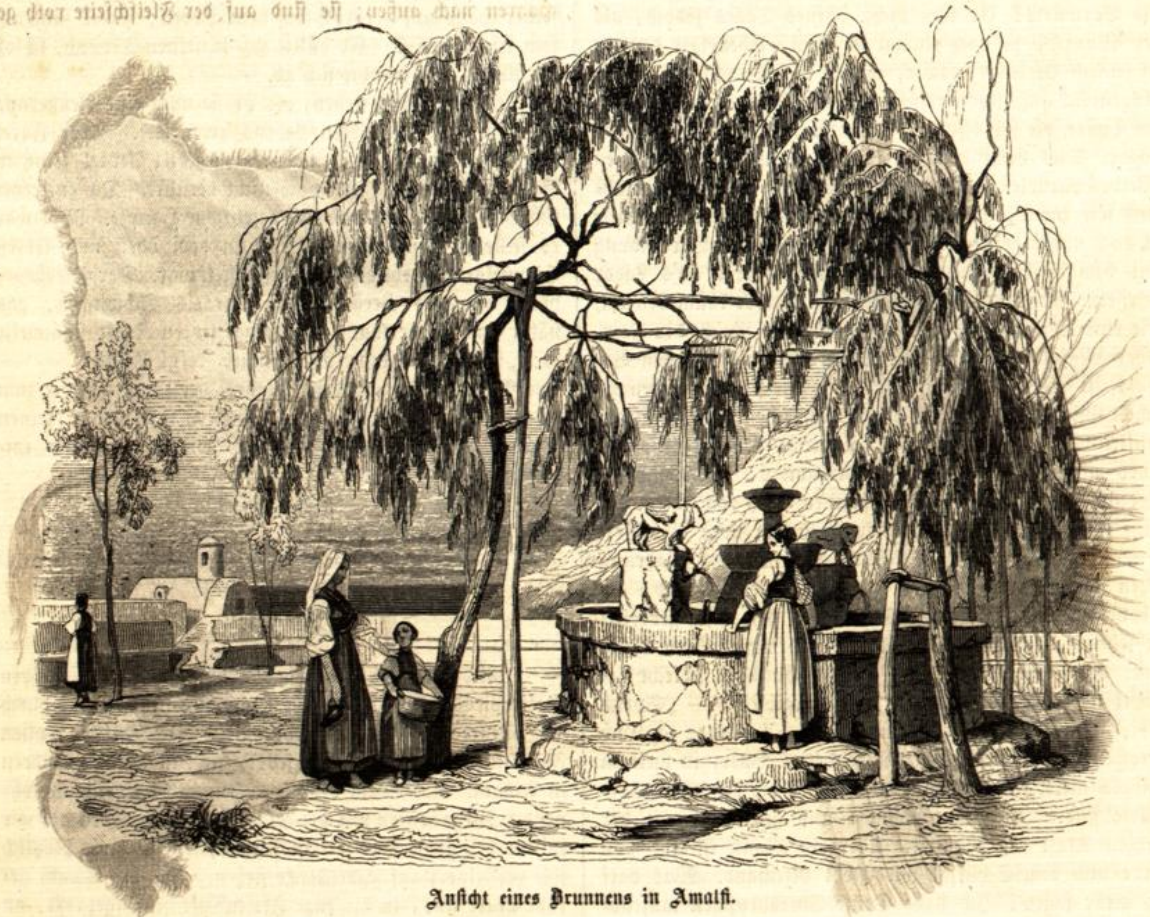
Wir quartierten uns in einem ehemaligen Kloster ein, das in eine Locanda umgewandelt worden, obgleich ziemlich Alles beim Alten geblieben. Aber wir saßen nicht lange bei den ersten Erfrischungen, so trieb es uns schon wieder zu dem herrlichen Anblick. Man kann sich nichts Romantischeres denken. Diese Lage, diese Architectur und dieses Meer und dieser Himmel!

Amalfi ist der Sitz eines Erzbischofs; dies und die

dazu gehörende Domkirche sind das Einzige, was die berühmte Stadt von ihrem alten Ansehen behalten. Es ist von Jahr zu Jahr immer mehr damit zurückgegangen, was der einzige Umstand beweisen könnte, daß man ein Kloster dem weltlichen Gebrauch überläßt. Das legt so unbedeutende Amalfi mit kaum 3000 Einwohnern, welche zum größten Theil mit der Verfertigung von Papier und Maccaroni sich beschäftigen, beide in Italien nicht nur, sondern auch im Auslande berühmt, — war einst ein mächtiger und weltbekannter Seestaat, der nicht bloß an diesen Küsten und in diesen Fahrwassern dominierte, sondern auch die großen Meere und Küsten gegen Osten beherrschte. Amalfi hatte einst 30,000 Einwohner. Wie später Venedig, bildete Amalfi früher die einzige Verbin-

dung zwischen Europa und dem Orient, und häufte unermessliche Schätze auf. Amalfi's Flotte gab den Ausschlag in allen größeren Seeunternehmungen, und seine Handelschiffe beförderten den Hauptstrom der stets wachsenden Pilgermasse nach und von dem heiligen Lande. Die Amalfitaner legten den Grund zu dem mächtigen Ritterorden der Johanniter, und wer hörte nicht von den Seegefechten Amalfi's, den tabulae amalfitanae, welche in ganz Italien galten? Amalfi aber sank nicht wie Venedig nach und nach, sondern mit einem Schlag. Die Venedigern nahmen ihm die Unabhängigkeit Venedig's den Handel, und die reichen, stolzen und edeln Amalfitaner müssen nun heutzutage Maccaroni machen.

Wir begaben uns auf der von Terrasse zu Terrasse



Ansicht eines Brunnens in Amalfi.

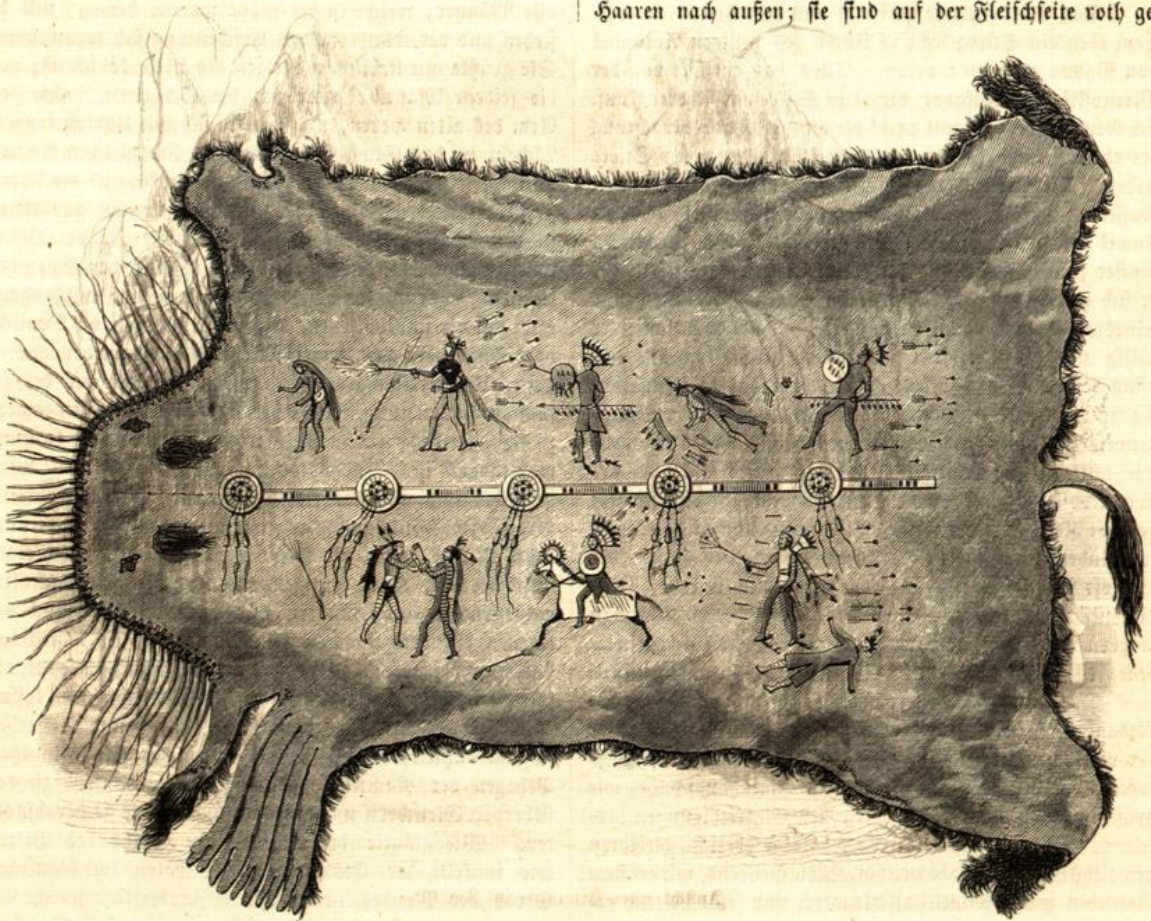
steil sich hinabsenkenden Felsstreppe nach der Stadt. Endlich standen wir auf der Piazza, auf der sich, wie bei St. Marcus in Venedig, alles Leben sammelte. Auf dem einzigen flachen Fleck befindet sich das Casino der Stadt, die Promenade, die Börse, der Markt und der Bazar; Leben und Wesen der Bevölkerung war hier am vollständigsten repräsentiert. Man kann sich kaum etwas Anziehenderes denken, als diese freie Mischung von Ständen, Geschlechtern und Altern, in Trachten und Charakteren, Lebensinteressen, Beschäftigungen und Situationen. Man ist, trinkt, schwätzt, singt, tanzt, spielt, handelt, schläft, schimpft, betet und flucht, sticht und macht Toilette, wäscht und trocknet, verkauft und kauft, bereitet Speisen zu und schenkt Getränke aus, näht Schuhe und Kleidungsstücke. Mitten auf dem Plage erhebt sich der alte Dom und schaut ernst auf das verwirrte Durcheinander hinab; manchmal

läßt er seine Glocken erklingen, um auf einen Augenblick Ruhe in den Tumult zu bringen.

Ich habe in ganz Italien nichts so Schönes gesehen, als diese Menschenrace. Die römische Schönheit imponirt, aber diese ist anziehender. Und die Kleidung ist bei beiden Geschlechtern so leicht, daß keine von den herrlichen Formen verloren geht. Man bringt sie mit größtem Recht in Verbindung zu den Griechen, und höchst interessant war eine Wanderung durch die Stadt, die sich zu beiden Seiten über uns erhob. Von über Bau von den abenteuerlichsten Formen, wie an die Berge angeklebt. Wie in Venedig, Kanäle, ersegen hier Treppen die Straßen. Zwischen den Häusern und durch die Häuser fliegen wir die Treppen hinan. An mehreren Orten fanden die Gassen ihre Fortsetzung in langen, dunkeln und feuchten Bogengängen, in denen matte Lichter die

Tageshelle erfreuten. Und selbst die Häuser, wie phantastisch, unregelmäßig und bizarr, nicht eines wie das andere. Das Terrain gab, hier, freilich, dem Baumeister, absonderliche Vorschriften. Das Ganze ist ein Labyrinth von cyclopischen Höhlen, antiken Bauten und mittelalterlichen Burgen. Als wir aus diesem finstern Labyrinth herauskamen, schien die Sonne doppelt warm, leuchtete der Himmel doppelt klar. Wir wallfahrteten, deshalb, von der Piazza nach dem wegen seiner romantischen Schönheit berühmten Mühlenthal bis zum Meere, wo wir von reichen Anschauungen erfüllt, uns wieder in das Boot setzten und nach Capri fuhren.

Amerikanisches Büffelsfell. Die nordamerikanischen Wilden schmücken ihren Kopf mit Federn verschiedener Vögel, namentlich Adlerfedern; ihr Gesicht beschmieren sie mit Farben; ja ihr Sinn für Putz ist so groß, daß sie gewöhnlich, an ihr Handgelenke befestigt, einen kleinen Spiegel tragen, mit dessen Hilfe sie ihre Toilette, wenn sie in Unordnung gerathen, wieder arrangiren. Der wichtigste Theil ihrer Tracht, sagt der Fürst von Newwied, ist der Manitu oder I-the, in dessen Ausschmückung sie einen großen Luxus entfalten. Wenn das Wetter trocken ist, tragen sie diese Büffelhäute mit den Haaren nach innen gefehrt, und wenn es regnet, mit den Haaren nach außen; sie sind auf der Fleischseite roth ge-



Büffelhaut von einem nordamerikanischen Wilden.

gerbt, quer über mit einer Schnur von blauen und weißen Glasstückchen geschmückt, an die sie gewöhnlich drei runde, bald kleine, bald sehr große Rosetten befestigen, welche in gleichen Entfernungen von einander elegante Zeichnungen bilden. Der Mittelpunkt ist meist roth und die Umgebung himmelblau mit weißen Figuren. Diese Schnur ist häufig auch mit bemalten Stachelschwein- stacheln bordirt. Viele von diesen Büffelhäuten haben auf der Fleischseite schwarze Figuren auf einem braunrothen Grunde; diese Figuren stellen meist Thiere vor; andere repräsentiren auf weißen Grunde in schwarzer oder bunter Farbe die Heldenthaten des Besitzers, seine Wunden, das Blut, das er verloren, die Menschen, die er getödtet oder gefangen genommen, die Waffen, die er erbeutet, die Pferde, die er gestohlen, deren Zahl durch die Eisen ange-

deutet wird. All das ist in der groben Manier ihrer Malerei dargestellt. Alle Völker am Missouri fertigen mehr oder weniger solche Büffelhäute. Häufig ist die Haut am Rande in viele Streifen ausgeschnitten und mit Haarbüscheln und Glasstücken geschmückt. Die Indianer bemalten diese Häute früher mit weit größerer Sorgfalt, als heute; man konnte welche für fünf Flintenugeln und ebenso viele Ladungen Pulver erhalten; heutzutage sind sie schlechter und kosten acht bis zehn Dollar. Die Haut, welche wir hier mittheilen, wurde von Mato-Tob (einem berühmten Mandanen) gemalt und die Figuren stellen einige seiner Haupt- heldenthaten vor, bei welchen er fünf Hainpalinge verschiedener Nationen tödtete.

Reisebilder aus Spanien.

Granada.

Wir ritten, als wir den Leser zum letzten Male sahen, auf einem Maulthiere über die Sierra Nevada. Nach beschwerlichem Ritte langten wir endlich in Granada an, wo die Geschichte spielt, die die Prämie dieses Jahrgangs illustriert und mit der wir für diesmal unsere Reisebilder schließen.

Die Citana.

Erzählung zur Prämie
von F. A. Schmidt.

Das Volk stürmte gedrängt aus dem Circus, in welchem eben ein Stiergefecht zu Ehren des heiligen Antonius von Padua gehalten worden. Alles war entzückt von der Virtuosität des Matador, der beide Stiere mit sicherer Faust ins Genick getroffen, und pries die muthige Todesverachtung der edeln Picadores, ja das wilde Anstürmen der Stiere selber. Die Wogen ergossen sich nun in die Hunderte von Gassen und Gäßchen, mit welchen das schöne Granada sein Juwel, die Alhambra, umschlingt, und bequem konnte ein ernster junger Mann die noch leere Alameda erreichen, der er sich mit dem sicheren Schritte eines Wohlbekannten und keinesweges hier Fremden näherte. Und doch schien er völlig unbekannt zu sein. Niemand grüßte ihn und empfing seinen Gruß; Niemand rief ihm das so freundliche *¡Agur!* entgegen, Niemand schien sein Auge in den Begegnenden zu suchen und zu erkennen. Es war eine mehr wie mittelgroße, kräftige Gestalt, in feines Schwarz geschmackvoll gekleidet, ohne jeden Schmuck, als eine schwere goldene Kette über der weißen Piquéweste und einen großen, funkelnden Smaragd in der Brustnadel. Der Gang, der uns oft schon für den von ferne Nahenden besticht, hatte hier nicht das Leichte, Schwebende, Glattische, welches man so gern wohl sieht, dagegen zeigte der Schritt eine entschiedene Festigkeit, wobei dennoch ein seitliches Schwanken auffiel.

Der einsame Spaziergänger schien sich ganz in seine Gedanken zu versenken. An jeder Blumenpartie unter der vierfachen Ulmenreihe blieb er stehen und seine Hand faßte, ohne Rücksicht auf die weißen Glacehandschuhe, wie grüßend die geschmackvollen eisernen Einfriedigungen derselben. Jetzt hatte er die große Fontaine erreicht, die ihren gewaltigen Wasserstrahl weithin, Kühle spendend, mit erstem Rauschen zum Himmel aufschleudert, und legte sich still ergriffen die Hand auf die tiefathmende Brust. „Schauplatz meiner liebsten Knabenspiele!“ flüsterte er, „wie theuer bist du dem heimkehrenden Manne! Nimm meines ganzen Herzens Gruß.“ Er beugte sich vorwärts, daß die niederfallenden Tropfen ihm die dunkeln Locken und das gebräunte Antlitz näßten. Dann hob er das Auge zur Kuppel der Wasserfäule, auf der die letzten Strahlen der untergehenden Sonne ihr goldenes Spiel trieben und über der die röthlichen gewaltigen Mauern der Alhambra ernst herablickten. Noch höher hob sich das Auge zu der weißen Schneespitze des Mulhacen, die wie ein Gespenst in den azurblauen Nachthimmel aufstarrte zu dem noch blassen Halbmond, der so lieblich, so lächelnd herablickte, als zu jener fernen Zeit, da sein Bild noch herrschend von diesen Thürmen wehete, wo der siegreiche Al-Mansur es zu Anfang des elften Jahrhunderts aufpflanzte.

Der Wanderer hatte sich, in der Wunderpracht dieses Anblicks schwelgend, auf einer der nahen Steinbänke

niedergelassen, und nicht bemerkt, wie mit dem Sinken des Abends die Alameda sich zu bevölkern begann. Auf den Seiten hatten Granadas schwarzäugige Töchter Platz genommen, indeß die Männer jedes Alters, sämmtlich in der anständigsten Tracht, vor ihnen auf und ab wandelten. Auf den Seitenstraßen, die zu beiden Seiten des Paseo hinlaufen, bewegten sich gewaltige, alchymwürdigen Carrossen mit buntem Schnitzwerk und verblühter Vergoldung, doch bespannt mit jenen andalusischen Rossen, die bis heute ihren Ruf nicht verloren haben.

Jetzt hielt das vorderste dieser breitbeinigen, für künftige Geschlechter in ihrer Dauer berechneten Fuhrwerke, und ein würdiger Greis stieg noch rüstig herab; ihm folgte, alsbald eine junge Dame, deren ausgezeichnete Schönheit alle Männer, welche in der Nähe waren, bewog, still zu stehen und der wunderholden Erscheinung sich zuzuwenden. Sie grüßte mit lieblichem Neigen des Lockenkopfs, zog die seidene Mantille fester um die Schultern, nahm den Arm des alten Herrn, und mischte sich mit kindlich frohem Lächeln in das Gewühl des Paseo. Im gleichen Augenblicke hielten alle Carrossen rechts und links, und die schönsten Blüthen der Damenwelt Granadas waren aus ihnen zu den Spazierengehenden herabgehüpft. Mit der ritterlichen Galanterie, die keinem Volke so wie den Spaniern eigen ist, wurden sie von der Männermenge empfangen; nicht mit der unbeholfenen, eckigen Höflichkeit, die Deutsche oder Engländer gar, zeigen würden, nicht mit der gekünstelten Uebertreibung der Franzosen; sondern mit dergefühlten Hochachtung, welche der eigenen Würde keineswegs zu nahe tretend, einem edeln weiblichen Gemüthe so innig wohlthuend ist. Zwanglos ward vor jeder Dame Platz gemacht, und mit natürlicher Anmuth, mit angeborenem Grazie jede Huldigung angenommen, durch ein freundliches Nicken, durch ein Winken des Fächers, durch einen Blick bedankt. Keine einzige Dame trug den geschmacklosen, entstellenden Hut, sondern nur den Wunderschmuck des eigenen duftigen Haares; kein Mann war in karrikirtem Affenputz erschienen. Jeder war mit Geschmack gekleidet, als sollte wirklicher Anstand hier den Rang verschwinden lassen.

Der Fremde bewegte sich mit Würde und Sicherheit in dem bunten, frohen Gewühle, welches mit so innigem Behagen der Nachtkühle genoß und wie dankend zu den silbernen Gletschern und Hörnern aufsaß, die sie herabsandten. Wie glänzte die unerstigliche Spitze des Beleta, wie funkelte der Eisdorn des Mulhacen im bläulichen Strahl des Mondes, in der Sterne Zaubерlicht; welche Erinnerungen weckte hier der Alhambra ernstes Gemäuer und dort die Thürme des Doms, wo die Vestiger des Maurenreiches in ihren Marmorsarkophagen schlummern. Derlei Gedanken schienen den Einsamen zu beschäftigen, der öfter, still an eine Ulme gelehnt, zu den Bergen den Blick wendete, als den Frauenflor vor sich bewunderte. Eben schritt der hohe Greis mit seiner holden Begleiterin an ihm vorüber, und die Dame blieb plötzlich stehen. „Sieh nur, lieber Großvater,“ rief sie, „dieser Sennor Caballero ist gewiß ein Fremder hier.“ Er ist der Einzige, dem man heute keine Rosen geboten hat.“ Sennor,“ wandte sie sich dann an den Ueberraschten, „Granada ist die Stadt der Rosen, die alle zwölf Monde des Jahres hier blühen; ohne Rose darf Niemand den Paseo verlassen.“ Sie bot ihm mit diesen Worten einen Rosenzweig, den er mit ritterlichem Neigen empfing. Die Dame hatte durch diese Freundlichkeit durchaus nicht gegen die hier herrschende Sitte verstoßen, und den Empfänger zu der mindesten

Näherung weder verpflichtet noch berechtigt; sie wollte also eben weiter gehen, als der Ruf: la Gitana! rings erscholl, und vor ihr ein weiter Kreis sich öffnete, der ihren Schritt hemmte.

Mitten in dem um sie gebildeten Raum stand ein braunes Mädchen auf der Grenze des Alters zwischen Kind und Jungfrau, und neben ihr eine abschreckend häßliche Alte, welche ein Tambourin und eine Mandoline trug. Das Mädchen war einfach in ein tiefes Blau gekleidet, welches äußerst angenehm von dem lichten Braun ihrer Hautfarbe sich abhob. Das reiche schwarze Haar umwand eine Schnur brennend rother Corallen, und die Ohren zierten große Goldringe; sonst war sie ohne allen Zug. Die Alte breitete geschäftig einen weiten bunten Teppich auf den Boden und legte eine Anzahl Eier ziemlich eng darauf herum, während die Kleine, das Köpfchen gesenkt, theilnahmslos daneben stand. Doch plötzlich, als sei sie aus tiefem Träumen erwacht, erhob sie das weite, schöne Auge; eine Secunde lang sah sie die Figur, welche die Eier bildeten, fest an, dann wandte sie sich und kniete vor der schönen Rosenspenderin nieder, welche ihren stummen Wunsch sogleich verstehend, das Battistafaschentuch zusammenlegte und ihr damit die Augen fest verband. Die Alte führte sie dann bis zu dem Teppich vor, mit dem nackten dunkeln Füßchen tastete sie nach dem vordersten Ei, und ergriff das Tambourin.

Nun erklangen die Saiten der Zither in fremdartig wilder Weise, und wie ein Vöglein zum ersten Flug ungeschlüssig bang die Flügel lüftet, ehe es sich hinabwirft vom hohen Neste, schien die Kleine erst schwächern den rechten Rhythmus zu suchen, dann sprang sie fest und entschlossen mitten in die Eierfigur hinein; in der unbefangenen Sicherheit, wie auf weitem Plan, gaukelte die anmuthige Gestalt in zierlichen Wendungen zwischen den engen Marken umher. Hoch hoben die runden vollen Arme die Mohnentrommel, die unter den Fingern der Tanzenden bald leise summend, bald dröhnend erklang. Stets wilder tönte die rauschende Weise der Zither, stets flüchtiger wogte der Tanz; dicht neben die Eier warf der Sprung den zierlichen Fuß, ohne daß je Eines nur berührt worden wäre, wie ein blauer Schmetterling zwischen Blumen flattert und doch nie anstreifend den sammtigen Staub der Schwingen nirgends verlegt. Wie toll rauschen die Saiten, gelle pfeifende Töne mischt die Alte ihrer Zauberweise, die Schellen des Tambourins, welches auf der erhobenen Fingerspitze der Tänzerin schnurrend kreist, schwirren betäubend, als plötzlich in ungeahnter Cadenz jeder Ton verstummt und die stürmende Mänade, aus der Figur ihrer Eier wie herausgeschleudert, die Arme über der fliegenden Brust gekreuzt, anmuthig rings sich neigt und lautes Bravo! ihr Beifall jauchzt.

Die kleine Tänzerin war erschöpft auf ein Tabouret gesunken, wo man ihr Orangen, Feigen, allerlei Süßigkeiten und Eiswasser bot, indeß die Alte in dem Tambourin rings die reichen Spenden auffing, die man ihr zuwarf. Schon nach wenigen Minuten schien die Gitana sich erholt zu haben und antwortete dreist, doch mit Zurückhaltung, auf einige Fragen, welche aus dem Damenkreise ihr vorgelegt wurden.

„Wie heißt Du, Niedliche?“ — „Rovina, Schöne!“ — „Wo ist Deine Heimath?“ — „Wo Spaniens Sonne leuchtet!“ — „Sind Deine Eltern gute Christen?“ — „Ist dies kühle Wasser vom Veleta oder vom Mulhacen?“ — „Wo wohnst Du?“ — „In Fürstensälen.“ — „Kannst

Du noch Anderes als tanzen?“ — „Ich bin Gitana.“ — „Willst Du uns nicht ein Lied geben?“ frug jetzt die Dame am Arm des Greises.

Die Gitana war aufgestanden, und sah der holden Fragerin mit eigenem Ausdruck in's Antlitz.

„Gern, du Heldenbraut!“ rief sie dann mit demüthigem Neigen und trat zu ihrem Sitz zurück. Die Alte reichte ihr die Mandoline, und nach kurzem ernstem Vorspiele sang die Kleine:

Welches Land, Heroenmutter
Spanien, darfst du mit dir sich messen,
Welche Stadt in deinen Grenzen
Ist nicht eines Helden Mal!

Um Sagunts versunkne Mauern
Schweben alte Kampfeslagen,
Kaiser Karl, der blut'ge Franke,
Roland, sank bei Ronceval.

Rodrigo de Bivar kennet
Rings der Erdfreis; fern bis Thule
Können Lieder seinem Ruhme,
Ihm, dem Sid Campeador.

Auf des Meeres grünen Wogen
Holen ferne Ehrentränke
Bernal Diaz, Gama, Colon
Dir, du hehres Spanien.

Und bis zu der heut'gen Stunde
Grünt dein hoher, stolzer Lorbeer,
Jede Stadt in deinen Grenzen
Nennt auch jetzt noch Helden Dir.

Frägt man, wen Granada preise
In der duft'gen Rosentrone? —
Stolz zeigt sie auf die Emparan
Don Gysman, Don Julian!

Lauter jubelnder Beifall lohnte der kleinen Sängerin, als sie mit wirklich edlem Vortrage dieses so ganz aus dem Herzen der Hörer genommene Lied geendet hatte, und die Alte sammelte ringsum reiche Spenden. Der Fremde, welcher den Worten des Liedes mit ganzer Aufmerksamkeit gefolgt war, erschrak sichtlich bei der letzten Strophe und fuhr empor. Schnell doch bemeisterte er diese Wallung, die übrigens Niemand, als die schöne Begleiterin des alten Herrn bemerkt zu haben schien, und trat noch mehr gegen die Ulmen zurück. Zu dem Paare aber drängte sich die Menge mit freudiger Theilnahme. „Gewiß, edler Marques,“ redete ein Herr mit der Kette des goldenen Vlieses den Greis an, „gewiß verdienen Eure tapfern Neffen die Erhebung zu Granden, mit der der König sie huldreichst begnadigte, so gut als die höhere Ehre, in des Volkes Liedern zu leben. Seht, wie ein Duzend Escribanos und arme Studenten sich das Lied von der Gitana in die Feder sagen lassen, um es morgen verbreiten zu können.“

„Weit auffallender noch als dies,“ entgegnete ablenkend der Angesprochene, „ist es mir, woher die kleine Ungläubige die Nachricht von der Standeserhöhung meiner Neffen haben kann, da ich sie erst vor zwei Stunden durch Eure Excellenz empfang.“ Niemand weiß bis zu dieser Minute darum, als Sie, ich und Isidora.

„O,“ rief mit tiefer Bewegung die Genannte, „dürfte ich wie eine Taube hinfliegen über das Meer und den Beiden, denen dieser Jubel gilt, die Freude verkünden, die ihrer wartet, wenn sie vielleicht erst nach Monaten wieder ihre Anker an unsern Riffen fallen lassen.“

„Sennora,“ entgegnete der Ritter des Vlieses, „wolltet huldreich entschuldigen, wenn ich Euch mahne, daß lauter Jubel den Neid der Hölle weckt!“

Die schöne Gestalt zuckte zusammen, und unaufhalt-

sam strömten, als sie sich still abwendete, ihre Thränen, in-
des die alten Herrn fortplauderten.

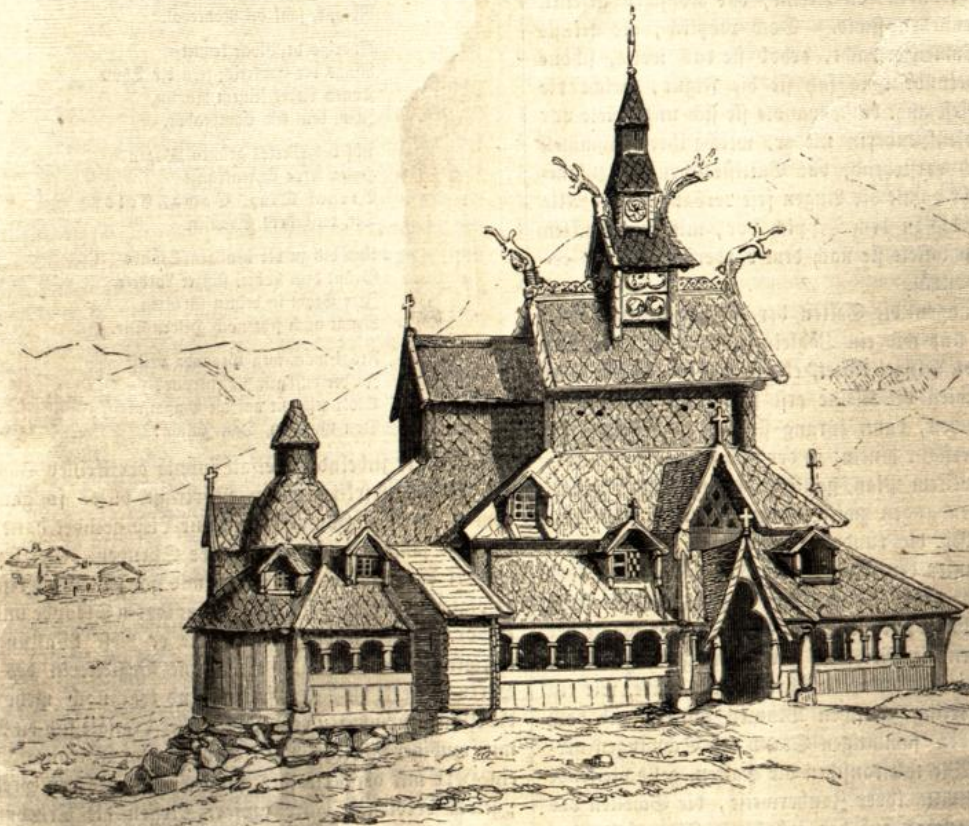
Vom Dome herab dröhnte eine Riesenglocke Eins.
Dem alten Brauche gemäß leerte der Paseo sich rasch.
Unter den Letzten war der unbekannte Fremde. „Also
Granden von Spanien sind wir geworden, ich und Julian!“
lächelte er vor sich hin. „Was werden meine Bursche auf
der Fregatte sagen. — Und das ist mein Oheim, der
Marques de Villanueva — und mein Bäschen Donna
Isidora! Bei meiner Flagge, sie ist schön wie eine laue
Nacht auf dem Meere. Nun, Don Guzman de Emparan,
du sollst einmal über diesen Neuigkeiten schlafen!“ —

(Fortsetzung folgt.)

Die Kirche von Borgund.

(Norwegen.)

Das Thal von Borgund ist eines der anmuthigsten
und malerischsten von Norwegen. Es zieht sich zwischen
zwei hohen Bergen hin, deren Gipfel beinahe immer mit
Schnee bedeckt sind. Auf der einen Seite gewahrt man
eine Cascade, welche von den Felsen herabstürzt und brau-
send die Conturen dieses lachenden Thales bewässert; auf
der andern ist es durch einen Wald von majestätischen Lan-
nen geschlossen. Da und dort, an den Bergabhängen steht
man eine Sennhütte; die Glocken der Kirche und die
melodischen Gesänge der Hirten gemahnen den Fremden



Kirche von Borgund in Norwegen.

lebhaft an die Schweiz. Die Nahrungsquellen der Be-
wohner dieses Districtes sind ihr Vieh und ihre Weiden,
und das Meer und die Gebirgsseen liefern ausgezeichnete
Fische. Die Menschen sind im Allgemeinen groß und kräf-
tig; die Frauen sind schlank, haben einen majestätischen
Gang, sehr weißen Teint und eine sanfte Physiognomie.
In diesem District haben sich die alten Sitten und Sagen
am reinsten erhalten. Abends erzählt man in den Senn-
hütten die Geschichten von Zauberern und Dämonen, un-
terirdischen und geflügelten Geistern. Hier nimmt der
Familienvater im Innern des Hauses noch immer den Hoch-
stuhl ein, von dem in den alten Liedern Norwegens und in
der Brithjofsage so oft die Rede. Der älteste Sohn erbt
dies Recht.

In diesem Thal erhoben sich ehemals eine Feste und
ein Kloster. 1384 ließ König Olaf hier eine Stadt bauen.

Die Pest decimirte die Bevölkerung. Die Reformation
hob das Kloster auf; die Festung verfiel. An der Stelle
des Klosters bauten die Bewohner eine Kirche, die jetzt
noch die Bewunderung aller Reisenden erweckt. Sie ist
zum Theil aus Holz, zum Theil aus Stein, auf den Sei-
ten mit Marmor bekleidet und von Dachsfenstern, Glocken-
thürmchen und einem viereckigen Thurm aus Holz über-
ragt. Jedenfalls ist es eine der interessantesten Bauten,
die existiren; denn es sind alle Style in derselben vereint:
dort byzantinisch, hier gotisch, dort antike Einfachheit,
hier Renaissance, und all das in einem norwegischen Thale,
am Fuße wilder Berge! Im Innern ist die Kirche mit
Devisen, groß an die Mauern gemalten Inschriften und
alten Waffen geschmückt. Sie ist im Uebrigen sehr reich,
und die zu ihr gehörige Gemeinde hat zehn bis zwölf Mei-
len Ausdehnung.